

*Bert G. Fragner*

## **Die Mongolen und ihr Imperium**

### **Das mongolische Weltreich**

Die erfolgreichste Manifestation nomadischer militärischer und politischer Kunst in der Geschichte Zentralasiens war sicherlich die Reichsgründung unter dem Mongolenfürsten Tschingis-Chan (er starb 1227). Von ähnlich langer (oder gar noch längerer) Dauer war unter den Nomadenreichen Zentralasiens nur noch das Xiongnu-Reich gewesen, das mindestens 100 Jahre vor der Zeitenwende schon als mächtiges Staatswesen existierte, dem selbst die chinesischen Kaiser tributpflichtig waren – so vermitteln es die chinesischen Quellen – und das im dritten nachchristlichen Jahrhundert immer noch eine zentrale Position sowohl in der innerasiatischen Steppe als auch gegenüber den Herrschern Chinas einnahm. Demgegenüber war das Mongolenreich vielleicht nicht so dauerhaft, erzielte jedoch eine erheblich weitere Ausdehnung. Auch in ihren globalgeschichtlichen Konsequenzen sind die beiden Steppenreiche vergleichbar: Nach heutiger Forschungseinsicht besteht fast durchgehende Übereinstimmung darüber, dass die Hunnen des europäischen Frühmittelalters aus den Xiongnu hervorgegangen seien. Hinsichtlich der Wirkungsgeschichte der durch den Hunnenzug nach Westen ausgelösten, so genannten »Völkerwanderung« besteht kein Zweifel. Es mag weniger bekannt sein, dass auch die mindestens 200-jährige Mongolenherrschaft über weite Teile Eurasiens ähnlich nachhaltige Auswirkungen hinterlassen hat (Allsen 2001; Barfield 1989; Bregel 1991; Franke 1970; Lattimore 1940; Lattimore 1962; Morgan 1986; Weiers 2004; Weiers/Veit/Heissig 1986).

### **Quellen zur historischen Erforschung der Mongolen**

Bevor auf den Aufstieg der Mongolen zu einer wahrhaft globalen Macht näher eingegangen wird, ist noch einiges über die Quellen zu sagen, die uns für die Erforschung der mongolischen Geschichte zur Verfügung stehen. Die Mongolen selbst kannten in der Zeit vor Tschingis-Chan keinerlei Schriftlichkeit (Weiers 2005:106). Die mündlichen Überlieferungen der Mongolen speisten ein zeitlich begrenztes kollektives Gedächtnis. Ereignisse oder Memorabilia, die ausschließlich durch mündliche Tradierungen weitergereicht und im außermongolischen Milieu von niemandem festgehalten worden sind,

erfassen nur eine sehr begrenzte Anzahl von Generationen, es sei denn, sie seien zu Legenden umgeformt worden. Umso bedeutender sind Aufzeichnungen und Notizen, die in den verschriftlichten Sprachen der die Steppenvölker umgebenden Randkulturen festgehalten worden sind (Heissig 1978).

Sich mit der Geschichte der Mongolen – wie auch mit der Geschichte so gut wie aller anderen Steppenvölker der Vormoderne, die keine schriftlichen Relikte hinterlassen haben – zu befassen, bedeutet zuallererst, sich den Zugang zu Quellen zu erschließen, die in den Sprachen der jeweiligen sesshaften Kontaktkulturen geschrieben und daher auch inhaltlich durch die Besonderheiten dieser Kontaktkulturen geprägt sind. Für die mongolische Frühzeit und den ersten Höhepunkt der mongolischen Kulturgeschichte im 13. Jahrhundert bedeutet das, dass für die historische Erkenntnis der inneren Verhältnisse der Mongolen vor allem auf chinesische, dann aber auch in hohem Maß auf persische Quellen zurückgegriffen werden muss. Die Interpretation von mündlichen Überlieferungen der Steppenvölker lässt allerlei Schlüsse überwiegend struktureller Natur – etwa auf Lebens- und soziale Umgangsformen, materielle Anpassung an die Lebensbedingungen in der Steppe, die Entfaltung der mobilen Viehzüchterkultur und nicht zuletzt auf das religiöse Verständnis von Leben, Welt und Umwelt – zu, ist aber bei der Ermittlung ereignisgeschichtlicher Grundgerüste, kausal miteinander verstrickter Handlungsabläufe, des Erwerbs von Kenntnissen über die Einrichtung und Entwicklung von Institutionen und insbesondere von Veränderungen jeglicher Art eher ungeeignet.

Bei dem vorhin festgestellten Sachverhalt ist ein Aspekt paradox: Die wichtigsten Quellen zu den Mongolen stammen aus dem ostasiatischen (chinesisch) und dem östlich-islamischen Kulturkreis (persisch); Diese beiden Zivilisationen hatten aber bis zum 13. oder 14. Jahrhundert miteinander nur sehr wenig zu tun. Daraus ergibt sich ein technisches Problem: Um sich mit den historischen Umständen der mongolischen Geschichte in Zentralasien zu befassen, bedarf es profunder Ausbildung im Studium chinesischer (Sinologie) und persischer Quellen (Orientalistik, Iranistik), gleichzeitig sind alle Beteiligten auf engste Kooperation mit den jeweiligen Nachbardisziplinen angewiesen. Das gilt auch für die Mongolisten, die sich mit der mongolischen, üblicherweise auch mit der tibetischen Philologie befassen, meistens aber auch noch Grundzüge der Sinologie zu studieren haben. Die »persozentrischen« Experten für die Mongolenzeit sind üblicherweise Orientalisten, die sich bemühen, so viele sekundäre Informationen aus dem Tun der Sinologen etc. in ihre Forschung einzubringen wie irgend möglich. Das hauptsächliche Problem ist die disziplinäre und vor allem diskursive Ferne, die die der Ostasienkunde Zugehörigen von den Adepten der Orientalistik trennt. Aber damit nicht genug: Sich kompetent über die »Goldene Horde«, also den mongolischen Staat auf dem Territorium Russlands, zu äußern, braucht man viel weniger ostasiatische Realienkunde als Kenntnisse der Osteuropäischen Geschichte und des Russischen. Das gilt alles *cum grano salis* auch für diejenigen Gelehrten, die sich den Mongolen und der mongolischen Kultur aus ethnologischer Sicht annähern wollen. Darüber hinaus bedürfen die Erforscher der »Goldenen Horde« aber auch noch türkischer, genau gesagt tatarischer Sprach- und Quellenkenntnis, ferner kann es nicht schaden, über einen guten Draht zu Spezialisten für armenische und georgische Philologie zu verfügen. Zu alledem kommt noch der Umstand, dass in der japanischen Mongolenforschung inzwischen ein so gutes Niveau erreicht worden ist, dass sich einschlägig Interessierte wenigstens japanischer Freundin-

nen oder Freunde versichern sollten, die in der Lage sind, ihnen bei Bedarf die Inhaltsverzeichnisse einschlägiger Monografien oder wissenschaftlicher Zeitschriften vorzulesen (Ausstellungskatalog – Bonn 2005:108–122, 117f).

Diese verworrene Quellenlage und die interdisziplinären Verwirrungen, die sich bei der Interpretation der Quellen ergeben, führen schließlich dazu, dass selbst das Studium, die Erschließung und Darstellung der mongolischen Nationalgeschichte aus der Sicht der modernen Mongolen sich als überaus komplex, wenn nicht sogar als schwierig erweist. Viel zu wenig können sich moderne mongolische Nationalhistoriografen auf ein sprachlich authentisches Quellenkorpus verlassen. Das Studium mongolischer Überlieferungen dient vor allem der Erschließung volksliterarischer Berichte, was die ältere Zeit angeht, und der neueren Geschichte aus den letzten zwei bis drei Jahrhunderten, darüber hinaus auch der buddhistischen Religionskultur dieser Epoche. Ist doch gerade der Implantation des lamaistischen Buddhismus tibetischen Typs der hohe Grad der Schreib- und Lesekenntnisse bei den frühneuzeitlichen Mongolen zu verdanken (Ausstellungskatalog – Bonn 2005:342–347). Für die »heroischen« Epochen Tschingis-Chans und seiner Erben sind die heutigen mongolischen Historiker und Geschichtsaufbereiter allerdings sehr – allzu sehr! – auf Übersetzungen von Sekundärliteratur angewiesen, die nicht immer auf ihre wissenschaftliche Qualität geprüft wird. So kann es schon vorkommen, dass spektakulären japanischen Dokumentarfilmen aus den 1990er-Jahren ein Ausmaß an Authentizität zugesprochen wird, das eigentlich Primärquellen oder narrativen Quellen, die eher am historischen Geschehen lagen, zukommen sollte.

Kompetenz in mehr als einem der hier geforderten Fachgebiete kommt auf jeden Fall eher ausnahmsweise vor. Umso mehr ist das interdisziplinäre Bewusstsein über die Grenzen der jeweils fachspezifisch unterschiedlichen Diskurse hinweg erforderlich, das den Meinungs- und Informationsaustausch zu gemeinsamen Themen überhaupt erst möglich und nutzbar macht.

Dennoch gibt es auch eine spektakuläre, originär mongolische Quelle, die klassischen Rang hat: Hier ist die, wie Michael Weiers schreibt, »in mongolischem Wortlaut aus dem späten 14. Jahrhundert überlieferte *Geheime Geschichte der Mongolen* zu nennen« (Taubе 1989). Eine gleichfalls mongolische Fassung aus dem Jahr 1420 liegt der Übersetzung von Ernst Haenisch (Haenisch 1948) zugrunde. Die ursprüngliche Vorlage dieses Textes ist allerdings verloren gegangen. Der hier detailreich erzählte Inhalt ist – mit Abweichungen – auch in den schon älteren persischen Texten der Autoren Joveyni (13. Jahrhundert) und Rashidoddin (frühes 14. Jahrhundert) anzutreffen (Juvaini 1997; Hoffmann 1997).

Unverzüglich nach dem Sturz der tschingisidischen Dynastie (»Yuan«) in China 1368 haben Beamte der nachfolgenden Ming-Dynastie die offizielle Chronik der vergangenen Dynastie, das so genannte Yuanshi, (auf Chinesisch) verfasst. Es wurde um 1910 ins Mongolische übersetzt. Von einer umfangreichen chinesischen Beschreibung der »Topographischen und landschaftlichen Besonderheiten des gesamten Reiches der Yuan-Dynastie aus der Zeit um 1300« ist die Originalfassung verloren gegangen, eine jüngere Kompilation ist jedoch davon erhalten (Ausstellungskatalog – Bonn 2005:312–313).

Diese Texte – die *Geheime Geschichte*, die Chroniken von Joveyni und Rashidoddin, das *Yuanshi* und die *Topographie* – sind wohl die unmittelbarsten Quellen, die wir über die Mongolen und vor allem über Tschingis-Chan haben.

## Die Karriere Tschingis-Chans

Irgendwann nach 1150 wurde Tschingis-Chan geboren – in einem der Jahre 1155, 1162 oder 1167. Eingebettet in die typischen Streitereien und Rivalitäten einzelner Stämme und Unterstämme bzw. ihrer Führer fiel sein Vater in frühen Jahren des mit dem Namen Temüdschin versehenen, späteren Weltherrschers einem Giftanschlag zum Opfer. Der unter der Führung von Frauen verbliebenen Familie drohte die soziale Deklassierung. Waren das die frühen Motive, die Temüdschin trieben, sich streitbare Freunde zu suchen und sich und seinem Clan bessere Positionen in der Welt der Stämme zu erkämpfen? In der Welt der Steppennomaden war die Erinnerung an den Umstand noch nicht ganz erloschen, dass schon vor ca. 100 Jahren ein unter einem gemeinsamen Herrscher über die Stämme, einem »Chan«, eine Föderation von Stämmen gegeben habe, die sich als »mongqol« bezeichnet hatten. Genaueres war offenbar nicht mehr bekannt. Immerhin ist dieser überlieferte Sachverhalt durch chinesische Quellenangaben bestätigt. Träume und Pläne von der erneuten Sammlung der »Mongolen« haben ihn wohl nicht mehr losgelassen. Sie waren offenkundig gegen die Interessen der jeweiligen Stammesaristokratien gerichtet, und es ist durchaus zu erwägen, in dem jungen Temüdschin einen Auführer gegen etablierte Kräfte und Schichten in den mongolischen Stämmen zu sehen. Seine gewaltsamen Ausgriffe gegen andere waren zunehmend von Erfolg gekrönt. Seine Politik, von Anfang an Loyalität ihm selbst gegenüber einzufordern und mit berechenbarer Solidarität zu vergelten, bereits aber schon zögernde Feindseligkeit mit grausamen und abschreckenden Maßnahmen zu bestrafen, mag terroristischem Verhalten nicht unähnlich erscheinen – jedenfalls erzielte er damit Erfolg. In Rivalität durchaus auch mit seinen anfänglichen Freunden und Genossen konnte er sich tatsächlich durchsetzen, und vom Jahr 1206 an scheint er als »Chan aller Mongolen« den Titel »Tschingis-Chan« geführt zu haben (Näheres bei Weiers 2005:92–95).

Diese neue Föderation der nunmehrigen »Mongolen« war die Basis für die weitere territoriale und politische Ausdehnung der Tschingis-Chan'schen Macht. Die durch das Loyalitätsprinzip bedingte privilegierte Behandlung der im Übrigen mit drastischen Maßnahmen unter der Herrschaft des Chans gehaltenen Mongolen hatte wiederum die Unterdrückung anderer zur Folge. Versklavte Kriegsgefangene und ganze unterworfenen Völkerschaften wurden zu Fronarbeiten stets wachsenden Ausmaßes herangezogen. Gleichzeitig vernichtete Tschingis-Chan weitgehend die herkömmlichen Positionen der innermongolischen Stammesaristokraten. Den sich bisher intern bestimmenden tribalen Einheiten und Stämmen wurden neue Verwaltungsstrukturen übergestülpt, vor allem die so genannten Tausendschaften, soziale Einheiten, die jeweils tausend Krieger zu Pferde als kämpfende Elemente auf Abruf zu stellen hatten. Diese Tausendschaften waren Teile eines »dezimalen« militärischen Organisationssystems, das von Zehntausendergruppen (also »Zehntausendschaften«, so genannte »tümäns«) als höchste Kommandoeinheit bis hinunter zu »Zehnerschaften« durchstrukturiert war. Diese Einheiten waren sowohl einerseits befehlsgebunden als auch andererseits dazu verpflichtet, im Kriegseinsatz autonom und flexibel zu agieren. Die Stammesstrukturen sind durch das »tümän«-System nie ganz ersetzt worden, Letzteres bot aber die Grundlage für die künftigen militärischen Maßnahmen der Mongolen. Frauen, Alte und Kinder bestritten die gesamte Weidewirtschaft und deren Derivate, also die Infrastruktur, die wiederum die Vorausset-

zung für die Freistellung der Krieger bot. Umgekehrt waren aber auch die in der Nomadenwirtschaft gebundenen Mongolen und Mongolinnen gegenüber ihrem Verband nicht angehörenden Gruppen und Völkern eindeutig privilegiert, denn diese anderen wurden ja zu erzwungenen Arbeiten jeglicher Art angehalten. Diese Diskriminierung betraf zunächst benachbarte Steppenvölker. Es darf aber nicht vergessen werden, dass die Eliten mancher dieser Völkerschaften schon seit Jahrhunderten bis zu kaiserlichem Rang im Norden Chinas aufgestiegen waren – etwa die schon erwähnten, eventuell mongolischsprachigen Kitan, deren Führer bis 1115 die chinesischen Kaiser der Dynastie Liao gestellt hatten und die ihnen siegreich nachgefolgten Anführer des tungusischen Volkes der Dschurdschen, die zur Zeit Tschingis-Chans als die chinesischen »Himmelssöhne« der Dynastie Jin herrschten (Fletcher 1986; Franke 2000; Hambly 1966:104–112).

Also wurden schrittweise Kampfhandlungen gegen andere Steppenvölker und -stämme zu weiteren Unternehmungen Tschingis-Chans und seiner Krieger, die nicht nur auf die Bezwingung anderer Stämme, sondern letztlich auf die Unterwerfung großer, sesshafter Landstriche abzielten. Nach den gleichen Maximen, in denen die Mongolen rivalisierende tribale Gruppen bekämpften und besiegten, unterwarfen sie schließlich den nördlichen Teil Chinas.

Dschötschi, Tschingis-Chans ältester Sohn, führte um 1218 erfolgreiche Kriege in Südwestsibirien und am Altai gegen die so genannten Westmongolen. Mit der anschließenden Unterwerfung der Qara-Chitai (der »Westlichen Liao«) hatte der mongolische Territorialbestand im Westen den Aralsee erreicht. Es handelte sich dabei um diejenigen Kitan, die nach 1115, nach dem Zusammenbruch ihrer chinesischen Kaisermacht, aus Nordost-China in das Gebiet des heutigen südöstlichen Kasachstan geflüchtet waren und dort den Islam angenommen hatten – der erste tribale Steppenstaat, dessen Angehörige kulturelle Kompetenz sowohl in Bezug auf chinesische Sachverhalte als auch auf die Realien der mittelasiatischen islamischen Kultur aufwies.

Dem – nach der Eroberung der Qara-Chitai – nunmehr benachbarten Chorazm war der dortige Herrscher in den Jahrzehnten davor, seit dem späten 12. Jahrhundert, – zu einem der wichtigsten Territorialfürsten des islamischen Vorderen Orients aufgestiegen, dem das gesamte Iranische Hochland zwischen dem Indus und dem Transkaukasus unterworfen war. Nachdem im Namen des so genannten »Chorazmshahs«, also des Königs von Chorazm, einige muslimische Kaufleute als Spione getötet worden waren, die im Auftrag von Tschingis-Chan als Gesandte am Hof des chorazmischen Herrschers fungiert hatten, wurde eine Strafexpedition besonderen Kalibers eingeleitet, die sich zu einem sechsjährigen Feldzug auswuchs, bis zu dessen Ende im Jahr 1225 der gesamte chorazmische Herrschaftsbereich in Schutt und Asche gelegt wurde.

Im Verlaufe eines weiteren Feldzuges im Inneren Chinas starb Tschingis-Chan 1227 an der Folge von Kriegsverletzungen. Das während der 25 Jahre davor geschaffene Reich umfasste den nördlichen Teil des Herrschaftsgebiets der Jin-Dynastie, die heutige Mongolei, den größten Teil des modernen Kasachstans, wo sich das bezwungene Reich der Qara-Chitai befunden hatte, sowie das Reich von Chorazm einschließlich wesentlicher Teile des Iranischen Hochlands. Hieraus ergibt sich, dass die Mongolen nunmehr die führende ethnische und vor allem gesellschaftliche Kraft des Tschingis-Chan'schen Reiches darstellten, die im Einzugsbereich der Seidenstraße nunmehr das potenzielle Monopol auf die Verbindungen zwischen Ostasien sowie dem westlichen Mittelasien

und dem Vorderen Orient hatten, oder, aus einer anderen Perspektive, die überwiegend konfuzianisch, aber auch taoistisch geprägten, chinesisch dominierten Kulturen im Osten – denen auch der Buddhismus nicht fremd war – mit den islamisch geprägten Kulturen des Vorderen Orients in Verbindung brachten (Hambly 1966:110–112; Masson-Smith 1978).

### **Besonderheiten der politischen und militärischen Potenziale der Mongolen**

Durch ihre eigene Verbundenheit mit den transreligiösen und transkulturellen Traditionen der zentralasiatischen Nomaden- und Stammeskultur waren die Mongolen nicht nur mit militärischen Fähigkeiten ausgestattet, die durch ihren Einsatz die Eroberung weiter Landstriche ermöglichte. Sie waren auch in der Lage, die ihnen zunächst wenig bekannten, unterworfenen sesshaften Nachbarkulturen im Interesse der Wahrung ihrer eigenen Vorteile hinlänglich gut zu erkennen und vor allem auch zu beherrschen. Die späteren Rezeptionen der mongolischen Eroberungen, vor allem in China und in Iran (und auch durch die westliche Forschung vergangener Generationen) verweisen wiederholt darauf, dass die zerstörerischen und erobernden Mongolen schließlich zu verweichlichten Genießern der unterworfenen Hochkulturen geworden seien und Letztere gewissermaßen langfristig doch wenigstens im übertragenen Sinne den Sieg über die Eroberer davongetragen hätten. Das lässt sich aber auch in anderem Lichte sehen: Das den Eroberungen Tschingis-Chans und seiner Erben folgende mongolische Zeitalter hat wie zu keinem Zeitpunkt zuvor die Kulturen Ostasiens mit denen des Islamischen Vorderen Orients in Verbindung gebracht. Alle Arten von Austausch und Kommunikation zwischen diesen Kulturbereichen hingen von der politischen, militärischen und ökonomischen Stärke des mongolischen »Verbindungselements« ab, was daran zu erkennen ist, dass in den auf den Zusammenbruch der mongolischen Mächte folgenden Jahrhunderten, also in der frühen Neuzeit, dieser Austausch wieder deutlich wahrnehmbar rückläufig wurde.

Welche Eigenschaften dieser mongolischen Macht ermöglichten diese Dominanz und diese die Kulturen übergreifenden Wirkungen der (im 13. Jahrhundert) neuen Herren? Mehrere Aspekte sind bei der Beantwortung dieser Frage zu berücksichtigen.

Zunächst müssen die militärischen Besonderheiten der mongolischen Kriegsführung beachtet werden: Das Militärsystem der Mongolen beruhte wie bei vielen Steppenvölkern auf den Stammesstrukturen. Diese waren stark hierarchisiert und beruhten auch in Friedenszeiten stets auf unbedingter Loyalität der Stammesglieder von unten nach oben sowie auf Schutzgarantien von oben nach unten. In Kriegsfällen ergaben sich aus Hierarchien und Loyalitäten eindeutige Kommandostrukturen, aus dem Stammesleben rührte auch die entsprechende Infrastruktur für die kämpfenden Teile her. Die Stammes-traditionen schlossen aber auch ein Moment politischer Instabilität ein: Waren doch die Stämme oft untereinander über Generationen hinweg verfeindet, waren doch Bündnisse von Stämmen üblicherweise vor allem gegen ihresgleichen gerichtet! Tschingis-Chan traf hierauf bezogen eine in den Steppenkulturen seit alters her bekannte Maßnahme: die Einführung des bereits erwähnten, so genannten »dezimalen Systems«. Die höchste

Einheit, nicht allzu oft wirklich ausgefüllt, war die Zehntausenderschaft («tümän»). Es handelt sich dabei nicht nur um eine Gliederung der Kämpfer: Dieser entsprach parallel die Vorstellung, dass die jeweilige Einheit auch Siedlungen, die aus mobilen Zelten («Yurten») bestanden, Frauen, Kinder und Alte, Kleinvieh- und Pferdeherden etc. umfassten. Mit anderen Worten waren das Haushalte, die den existenziellen Hintergrund der Krieger bildeten. Das harte Stammesleben der Nomaden war stets auch militärisches Training. Die Krieger konnten innerhalb kürzester Zeit einberufen werden (Barfield 2001; Fletcher 1986); Lattimore 1940; Lattimore 1962).

Üblicherweise kämpften die Mongolen mit Kavallerie. Erst in späteren Zeiten wurden auch Belagerungsexperten und -techniker eingesetzt, was den Einsatz von Infanterie unumgänglich machte. Die kavalleristischen Truppen konnten überaus schnell operieren, schneller und auch mit größerer Reichweite als Angehörige irgendwelcher anderer militärischer Systeme jenes Zeitalters. Zur weiteren Beschleunigung wurden weiträumige Netze von Pferde-Wechselstationen geschaffen, die nicht nur der Nachrichtenbeförderung und der Spionage dienten, sondern überhaupt jegliche Art von bevorzugten Expressdiensten möglich machte. Dieser Umstand beeindruckte wiederholt westliche Reisende im Reich der Mongolen (Carpini/Risch 1930; Marco Polo 1970).

Um politische Stabilität zu sichern, legte Tschingis-Chan auf die Einhaltung brutaler Maßnahmen gegenüber Kriegsgegnern Wert. Wie schon in den kleinteiligen Stammeskriegen Unterworfenen getötet oder in sklavenartige Haft genommen wurden, fand Ähnliches auch in großem Stil statt. Unterworfenen galten kategorial – als Völker, Stämme, Gruppen – als den Mongolen unterlegen und ihnen gegenüber geringwertig. Bei der Ausdehnung des Reiches konnten durch diese Sichtweise die Unterworfenen als Leister von Hilfsdiensten, aber auch als Lieferanten von für die Mongolen wichtigen Gütern, die nur unter sesshaften Lebensbedingungen angefertigt werden konnten, eingesetzt werden. Diese Einsätze stellten schließlich neben der Ausdehnung der Weidegründe das wichtigste strategische Motiv für die weitere territoriale Vergrößerung der mongolischen Herrschaft dar. Die unnachsichtige Abschöpfung von Produktion und Abgabenerleistung der sesshaften Unterworfenen bildete gewissermaßen die Grundlage der politischen Ökonomie der Mongolenherrschaft.

Wie viele Steppenvölker vor ihnen waren die Mongolen in einem Punkt besonders entspannt, der demgegenüber in den sesshaften Kulturen oft als ein hauptsächliches Moment der Zügelung der Untertanen galt: in der Frage religiöser Doktrinen. Die Annahme diverser Religionen und Bekenntnisse galt für die Mongolen üblicherweise nicht als mit dem Umstand unverträglich, dass sie ihre eigenen schamanistischen Traditionen weiter pflegten. So war es möglich, dass schon zu Tschingis-Chans Zeiten nicht wenige Mongolen dem nestorianischen Christentum angehangen waren und später auch Lehren wie Islam und Buddhismus annahmen. Lange Zeit hielten sich die mongolischen Führer an Tschingis-Chans Brauch, Religionsförderung vor allem unter pragmatischen Gesichtspunkten politischer Nützlichkeit zu betreiben. Immer wieder sind rückblickend Fälle zu beobachten, wo die mongolischen Machthaber in auffälliger Weise insbesondere religiöse und andere gesellschaftliche Minderheiten zum Schaden der Mehrheit der Unterworfenen privilegierten.

Zahlreiche Bestimmungen und Überlegungen dieser Art ließ Tschingis-Chan noch bei Lebzeiten sammeln, zum Teil auch kodifizieren, sodass eine juristisch verbindliche

Sammlung von Rechtsmaximen entstand, der sich die Nachfahren Tschingis-Chans für lange Zeit zumindest bekenntnisthaft unterwarfen: die »Große Yasa«. Diese Gesetzesammlung sollte fortan lokale und regionale Rechtssysteme in den unterworfenen Gebieten wenigstens in einigen zentralen Punkten parallelisieren oder zur Seite schieben. Im Bereich der Administration wurden nicht wenige chinesische Maßnahmen und Bräuche übernommen, allerdings in verfremdeter Art: Tschingis-Chan und sein erster Nachfolger ließen sich dabei weniger unmittelbar von Chinesen inspirieren, sondern eher von Angehörigen des schon genannten Volkes der Kitan, die die Träger einer der letzten Kaiserdynastien in Nordchina, der schon erwähnten Liao, gewesen waren. Aus der Gegend um Beijing von Rivalen verdrängt, hatten sie sich nördlich des Tienschan-Gebirges niedergelassen und das Reich der ebenfalls vorhin erwähnten Qara-Chitai gegründet, das schließlich der Herrschaft Tschingis-Chans einverleibt wurde. Die Qara-Chitai waren zum Teil schon islamisiert, hatten aber um 1200 eine Fülle chinesischer Traditionen noch keineswegs vergessen und boten den Mongolenherrschern vielerlei Wege zur Bekanntschaft mit ihren alten und neuen sesshaften Nachbarn und Untertanen (Conermann/Kusber 1997; Fragner 1997; Zieme 2001; Sagaster 1973).

Damit eng verbunden ist die auf Tschingis-Chan zurückgehende Entscheidung, die ihrerseits auf das Aramäische zurückgehende Schrift der türkischen Uyghuren für das Mongolische zu adaptieren. Bis weit in die erste Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wurde in ihr das Mongolische und die verwandten Sprachen Kalmückisch (an der unteren Wolga) und Burjatisch (unweit des Baikalsees) geschrieben (Ausstellungskatalog – Bonn 2005:106). Diese Schrift setzte sich erfolgreich gegen den Versuch einer Adaption der tibetischen Schrift für das Mongolische unter Qubilai-Chan (der so genannten »Phags-pa-Schrift« in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts) durch und wurde erst im 20. Jahrhundert durch ein mongolisches Alphabet auf der Basis der kyrillischen Schrift abgelöst – allerdings nicht in der zur Volkrepublik China gehörigen Inneren Mongolei, wo immer noch die uyghurisch-basierte Schreibweise verbindlich ist.

Eine weitere Maßnahme, die der Verdichtung der Reichsstrukturen dienlich war, ist hervorzuheben: die Gründung einer Haupt- und Residenzstadt im mongolischen Kernland, der Stadt Karakorum (nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Gebirgslandschaft im westlichen Himalaya). Gesandtschaftsberichte aus der Zeit der Großchane legen über ihre Beschaffenheit Zeugnis ab. Zur Zeit sind mongolische und deutsche Archäologen mit spektakulären Ausgrabungen in Karakorum beschäftigt (Roth u.a. 2002).

### **Die vier »Uluse«**

Eine Maßnahme verdient es, besonders hervorgehoben zu werden. Noch vor seinem Tod legte Tschingis-Chan fest, dass bestimmte territoriale Teile des neuen Reiches insgesamt den Nachkommen von vieren seiner Söhne zugeschrieben wurden – sie wurden nicht nur auf diese Söhne ad personam aufgeteilt, sondern auch auf deren jeweiligen Nachkommen. Das bedeutet, dass fortan nicht eine, sondern vier tschingisidische dynastische Linien existierten. Sich genealogisch als Tschingiside (die Nachkommen Tschingis-Chan) zu verstehen, brachte mithin auch mit sich, auf die Linie eines dieser vier Söhne festgelegt zu sein. Mit dieser dynastischen Fixierung waren neben Abstammungsrechten

auch die von Beginn an zugeordneten Territorien verbunden, darüber hinaus aber auch alle diejenigen Gebiete, die von dort aus und von den Trägern der jeweiligen Linie erst später, also nach 1227, erobert werden sollten. Diese dynastisch definierten Territorien trugen die Bezeichnung »Ulus«. Die Namen der vier Söhne des Tschingis-Chan, auf die die Uluse aufgeteilt wurden, dienten auch gleichzeitig als die Bezeichnungen für die Territorien dieser Uluse, zum Teil noch Jahrhunderte später: Dschötschi, Tschagatai, Ögedei und Tolui. Das »Ulus-System« ist schon im einführenden Übersichtsbeitrag »Zentralasien. Begriff und historischer Raum« skizziert worden, weil es für die politische Geografie Zentralasiens (und darüber hinaus) in der frühen Neuzeit, ja teilweise sogar bis in das 19. Jahrhundert hinein, als ein entscheidendes Legitimations- und Orientierungskriterium gedient hat. Vor allem aber wurden die Uluse zu Kernformationen für künftige unterschiedliche ethnische Formationen, die aus dem Mongolentum hervorgehen sollten (Allsen 1987; Fagner 2001).

Parallel zur Aufteilung des Reiches in die vier Uluse setzte Tschingis-Chan aber auch einen unmittelbaren herrscherlichen Nachfolger fest, den so genannten Groß-Chan. Gemäß den in der Steppe üblichen, tribalen Bräuchen wäre zu erwarten gewesen, dass der jüngste Sohn, Tolui, diese Würde übernehmen sollte, allein – Tschingis-Chan entschied sich für den Dritten, Ögedei. Das war allerdings keine Entscheidung für die Bevorzugung eines der vier Uluse. Die Ernennung erfolgte ausschließlich zugunsten der Person Ögedeis. Für die Einsetzung späterer Großchane sah die Große Yasa keine Erbfolge vor. Für den Fall des Ablebens eines Großchans galt die Regelung, dass möglichst alle lebenden, leiblichen Nachkommen Tschingis-Chans bei einem großen Treffen, einem so genannten »Quriltai«, aus ihrer Mitte einen neuen Großchan zu wählen hatten. Um die Frage der Bestellung des Großchans sollten alsbald heftige Fraktionskämpfe innerhalb der Tschingisiden ausbrechen. Demgegenüber waren die inneren dynastischen Verfassungen der Uluse wesentlich stabiler.

Um die Wirksamkeit des Ulus-Systems richtig einzuschätzen, ist es zunächst nötig, die politische territoriale Entwicklung des Mongolenreiches nach 1227 zu verfolgen.

Der westlichste Ulus hieß offiziell nach Tschingis-Chans ältestem Sohn »Ulus Dschötschi«. Besagter Dschötschi war de facto nie an die Herrschaft in dem nach ihm benannten Ulus gelangt, da er im gleichen Jahr wie sein Vater starb. Der erste reale Chan des Ulus Dschötschi war dessen Sohn Batu. In den 30er-Jahren des 13. Jahrhunderts drangen seine Truppen nach Westen vor und sein Territorium reichte schließlich vom heutigen Kasachstan einschließlich Chorazms über Russland weit nach Europa hinein. Sein Zentrum war die von den Mongolen gegründete Residenzstadt Sarai an der unteren Wolga. Das Reich Batus und seiner Nachfolger wurde schließlich unter der Bezeichnung »Goldene Horde« bekannt, ein Begriff, der bis heute populär ist und manchmal fälschlicherweise auf das gesamte Mongolenreich übertragen wird. Es waren Spione und Kundschafter der Goldenen Horde, die um 1240 nördlich von Korneuburg in Niederösterreich gesichtet worden waren (Franke 1970; Hambly 1966:113, 128–139; Spuler 1965).

1242 ließ Batu den ungarischen König Bela IV. kreuz und quer durch sein Land hetzen, bis er schließlich auf einer dalmatinischen Insel zugrunde ging. Der Untergang der Dynastie der Arpaden in Ungarn veränderte das Kräfteverhältnis in Mitteleuropa nachhaltig, und die Krise Ungarns sollte Rudolf von Habsburg schließlich in die Lage versetzen, als einziger starker Gegner dem tschechischen König Otakar entgegenzutre-

ten. Den ungarischen König Bela IV. hatte Batu-Chan aus habsburgischer Sicht genau zur richtigen Zeit als mitteleuropäischen Player eliminiert! 1242 brach Batu seinen ungarischen Feldzug abrupt ab, weil er sich angesichts der Nachricht vom Tode seines Onkels Ögedei unverzüglich ins Innerste der Mongolei, in die Hauptstadt Karakorum, zur Wahl des neuen Großchans zu begeben hatte. Nur noch einmal wurde ein Großchan aus der Linie Ögedei gekürt. Wenige Jahre darauf setzte der Ulus Tolui zum Gegenangriff an: Die Toluiden setzten – zunächst für Toluis Sohn Mönge – die Übernahme der Würde des Großchans für ihren Ulus durch, der gesamte Ulus Ögedei wurde vernichtet und verschwand folgerichtig auch von der Landkarte.

Der Ulus Tschagatai umfasste die beiden Großlandschaften Transoxanien mit Ferghana, ferner das Gebiet jenseits des Tienschan-Gebirges, weithin kongruent mit der heutigen Autonomen Provinz Xinjiang in China. Transoxanien war ein dicht besiedeltes, herkömmlich islamisch dominiertes Land mit zahlenmäßig starker, muslimisch geprägter einheimischer Bevölkerung, persisch und türkisch sprechend, Letzteres vor allem seitens der als mongolische Kämpfer ins Land gekommenen, zunehmend islamisierten Stammesangehörigen, die in den darauf folgenden Jahrhunderten als kollektive Bezeichnung für ihre Einheiten das Ethnonym »Tschagataier« führten. Die Gebiete östlich des Tienschan waren überwiegend von nicht islamisierten mongolischen Stämmen besiedelt und trugen schließlich eben dieses Umstandes halber die Landschaftsbezeichnung »Mogulistan«, was auf Persisch »Mongolenland« bedeutet (Ausstellungskatalog – Bonn 2005:241–243; Hambly 1966:140–151; Nagel 1993).

Um 1260 sah die Situation des gesamten Mongolenreiches folgendermaßen aus: Die Würde des Großchans hatte bis 1259 der Sohn Toluis (und Enkel Tschingis-Chans) Mönge bekleidet, der erste Großchan aus der Linie Tolui. Unter seiner Oberhoheit hatte sein Bruder Hülägü in Aufsehen erregenden Feldzügen das gesamte Iranische Hochland erobert, schließlich im Jahre 1258 die Stadt Bagdad eingenommen, dortselbst den letzten Kalifen der Abbasiden-Dynastie abgesetzt und ermorden lassen. Ein weiterer Bruder Mönkes (und Sohn Toluis), Qubilai, bekämpfte erfolgreich das zentrale und südliche China, das Reich der so genannten Südlichen Song-Dynastie, und trat 1260 die Nachfolge Mönkes als Großchan an. Die mit den Toluiden verfeindeten Herrscher von Tschagatai konzentrierten sich auf ihr Reich und nahmen es letztlich hin, dass Qubilai Großchan wurde und diese Würde mithin de facto im Hause Tolui fest angesiedelt war. Tschagatai war mithin zwischen zwei Reichen aus dem Ulus Tolui eingezwängt: im Osten dem toluidischen mongolischen Kerngebiet zuzüglich der hinzu eroberten Teile Chinas, im Südwesten Hülägüs Land in Iran, einschließlich Mesopotamiens und großer Teile Anatoliens. Der Umstand, dass der Ulus Tschagatai im Nordwesten an den Ulus Dschötschi grenzte, stellte für die Tschagataier keineswegs ein Moment der Beruhigung dar: Der Ulus Dschötschi war zwar mit dem Reich Hülägüs verfeindet, noch viel mehr jedoch mit Tschagatai (Allsen 1987).

Das Reich der Goldenen Horde (der Ulus Dschötschi) – das mongolische Russland sozusagen – nahm gegen 1260 den Islam als offizielle Religion an. Die »Dschötschiden« akzeptierten formal die Übernahme der Position des Großchans durch die Toluiden im Stammland und in China, waren aber sowohl den Toluiden (vor allen denen in Iran) als auch den Tschagataiern gegenüber eher feindselig. Aufgrund eines zunehmend üppigen und kontinuierlichen Handels mit Militärsklaven aus in Südrussland beheimateten

Mongolenstämmen mit Ägypten näherten sich die Chane der Goldenen Horde rasch an die Sultane der so genannten Mamluken-Dynastie in Kairo an, die ja selbst direkt von solchen Militärsklaven abstammten und daher den Chanen in Sarai an der Wolga besonders nahe standen. Die Allianz Kairo-Sarai (Nil-Wolga) bestimmte mehr als ein Jahrhundert lang das politische Geschehen rund um das östliche Mittelmeer. Mit der Annahme des Islam durch die Mongolen der Goldenen Horde ging aber noch ein weiterer geschichtlich sehr wichtiger Prozess einher: Innerhalb von zwei Generationen übernahmen die sich islamisierenden mongolischen Stämme in Russland den Gebrauch der türkischen Sprache, genauer gesagt, des Nordtürkischen, eines unmittelbaren Vorläufers heutiger Sprachen wie Tatarisch oder Kasachisch.

Mit der Vernichtung des Kalifats in Bagdad (1258) verdichtete Hülägü seine Herrschaft in Persien und rief sich selbst zum so genannten »Il-Chan« (bedeutet »Chan des ganzen Landes« oder »Friedens-Chan«) des Gebiets südlich der Uluse Tschagatai und Dschötschi, aus – schuf für sich und seine Nachfolger also ein eigenes mongolisches Reich in Persien. Seine Hauptstadt wurde Tabriz im Nordwesten Irans, in der Provinz Aserbaidshān. Selbstverständlich erkannten er und seine Nachfolger als Toluiden die Position der Großchane in Ostasien nicht nur durch Lippenbekenntnisse, sondern auch in strategischer Übereinstimmung an (Fragner 1997; Hoffmann 1997; Spuler<sup>4</sup>1985).

Die Toluiden Möngke, Qubilai und Hülägü – vor allem die beiden Letzteren – und ihre Anhänger pflegten eine zunehmende Neigung zu buddhistischen Vorstellungen. Das galt auch für Hülägüs erste Nachfolger in Iran. Mit den Dschötschiden stritten sie um die Herrschaft im Kaukasus, mit den Tschagataiden um die Provinz Chorasan im iranischen Osten. Die Tschagataiden wiederum lagen mit der Goldenen Horde wegen ihrer Ansprüche auf Chorasm im Hader. Im Iranischen Hochland bestand der seltsame Zustand, dass sich die Bevölkerung dieses schon seit dem 8. Jahrhundert islamisch dominierten Landstrichs plötzlich einer buddhistischen Herrschaft ausgeliefert sah (Fragner 2001).

Alles in allem war mithin die Position des toluidischen Großchans Qubilai aus gesamtmongolischer Perspektive nicht optimal. Es ist vermutlich dahin gehenden Überlegungen zu danken, dass Großchan Qubilai nach der Eroberung ganz Chinas schließlich eine weitere Würde annahm, die in mancher Hinsicht mit mehr Schlagkraft verbunden war als das Großchanat selbst: 1272 ließ er sich als »Shizu« zum Kaiser von China proklamieren und begründete durch diesen Akt die chinesische Dynastie »Yuan«, als deren Ahnherr retrospektiv Tschingis-Chan selbst gefeiert wurde. Generationen von westlichen Lesern der Reiseberichte des venezianischen Kaufmanns Marco Polo lernten durch diese die Verhältnisse am Hof von Beijing, der Hauptstadt des unter Qubilai wieder vereinten Chinas, kennen, insbesondere auch die transkulturellen Doppelfunktionen einer Herrschaft, die einerseits vom unbedingten Primat der Mongolen gegenüber den nachrangigen Chinesen und andererseits von der Einzigartigkeit des Reiches der Mitte, als dessen Sohn des Himmels ja nunmehr der Großchan Qubilai fungierte, geprägt waren (Rossabi 1988).

Gegen 1300 kamen die gleichfalls toluidischen Il-Chane in Persien nicht mehr darum herum, sich einem kulturellen Wechsel in ihrem Herrschaftsgebiet anzupassen – sie nahmen, wenn auch nicht mit allzu großer Leidenschaft, den Islam an. Gleichzeitig fand auch hier ein zunehmender Prozess der Türkisierung der Mongolen in Iran statt, der allerdings langsamer verlief und durchaus noch lang einige Generationen andauerte. Überdies entschieden sich die Mongolenherrscher in Persien konsequent für die

Praktizierung der persischen Sprache vor allem als Sprache der Verwaltung und der Öffentlichkeit. Mehr noch – bis in das chinesische Reich der Yuan-Dynastie hinein sollte das Persische die Funktion einer »Lingua franca« über das ganze Mongolenreich hinweg wahrnehmen, im 14. Jahrhundert viel stärker als das Türkische oder gar das Chinesische, von dem von Nicht-Mongolen kaum beherrschten Mongolischen nicht zu reden. Von besonderer historischer Langzeitwirkung war der Umstand, dass unter dem Il-Chan Ghazan nicht nur der Islam als öffentliche Religion wieder durchgesetzt wurde, sondern dass dem Il-Chan-Reich ein Name gegeben wurde, der nach dem Zusammenbruch der Sasanidenherrschaft durch die arabische Eroberung im 7. Jahrhundert länger als 600 Jahre obsolet geworden war: die Reichsbezeichnung »Iran«. Die Geschehnisse des Landes Iran beruhen kontinuierlich bis in die Gegenwart auf einer territorialen Identität, die unmittelbar auf das Konzept des mongolischen Il-Chan-Reiches zurückgeführt werden kann (Fragner 1997; Herrmann 2004; Hoffmann 2000; Krawulsky 1989).

Im 14. Jahrhundert setzte sich der Islam alsbald auch im westlichen Teil von Tschagatai offiziell durch, auch hier von einem Türkisierungsprozess der als Mongolen ins Land gekommenen Stämme begleitet. Nur noch Mogulistan und die mongolischen Kernlande standen fortan im Ruf, noch »echte Mongolen« zu beheimaten. In China erwiesen sich Qubilai und seine Nachkommen als starke Förderer des Buddhismus, und sie trugen erheblich zur Vertiefung der Einwurzelung dieser Lehre in China bei – weit über den Zeitraum ihrer Herrschaft hinaus!

Damit kann eine historische Funktion des Ulus-Wesens verdeutlicht werden: Selbst bei Rückläufigkeit der Verbreitung ethnischer mongolischer Elemente im gesamten Reich konnten noch lange Zeit hindurch Vorstellungen von mongolischer Identität erhalten werden, die gar nicht davon abhingen, ob die einzelnen Teilfürstentümer, die Uluse, untereinander in Eintracht oder in Hader existierten. Jenseits aller Streitigkeiten und der ethnischen Transformation vieler Angehöriger der Mongolenstämme konnte das Konzept von der »tschingisidischen Abstammung« zwischen den Ostgrenzen Polens und den Küsten des Gelben Meeres immer wieder politisch mobilisierend wirken, ja sogar noch im 20. Jahrhundert. Das Ulus-System begründete mithin Möglichkeiten von mongolischen Identitäten, die über reale politische Kohäsionsverhältnisse hinaus weithin wirksam sein konnten. Selbst ethnische Andersartigkeiten konnten solchen »mongolischen« Identitäten keinen Abbruch tun! Vor allem aber konnte das Ulus-System künftigen politischen Machtverschiebungen in den Jahrhunderten nach dem Niedergang der Mongolenmacht ideologische Grundlagen im Positiven wie im Negativen bieten.

### **Langzeitliche Wirkungen**

Das Il-Chanat, das seit ca. 1300 die Bezeichnung »Iran« offiziell für sich reklamierte, bot auch noch lange nach seinem Untergang (1335) den historischen Bezug für die bis heute erhaltene territoriale Kohärenz dieses Landes (Fragner 1997). Die nationalistische Ming-Dynastie übernahm 1368 jenes China, das unter den Yuan-Kaisern gestaltet worden war – die Mongolen wurden zwar aus China in das mongolische Kerngebiet vertrieben, aber in struktureller Hinsicht bestand erhebliche Kontinuität, wurden doch die Yuan-Kaiser durchaus als eine vergangene Dynastie anerkannt. Das gilt insbesondere auch für

die Dynastie Qing (weithin auch als Mandschu bekannt), die von 1616 bis 1911 die chinesischen Kaiser, die »Söhne des Himmels«, stellte, obwohl ihre Angehörigen ethnisch keine Chinesen, sondern Mandschuren waren. Die Mandschuren waren ein den Mongolen kulturell verwandtes Steppenvolk gewesen, und die Qing-Kaiser setzten bewusst alles daran, von den Erfahrungen der damals schon längst verflissenen Yuan-Kaiser zu profitieren, was die Vereinheitlichung und Führung eines chinesischen Riesenreiches unter der Herrschaft von Angehörigen einer nicht-chinesischen Ethnie betraf (Elliott 2001:345–361).

Aus späterer, zum Teil bis heutiger Sicht, sehen viele Russen in nationalgeschichtlicher Schau ihr Land als Opfer der mongolischen Invasion und der mongolischen Besetzung. Das trifft aber nicht ganz den Kern. Letztlich sind die Großfürsten von Moskau gewissermaßen von innen her in die späte Hülle des Reiches der Goldenen Horde geschlüpft und haben seine Strukturen übernommen. Hierauf wurde gezielt das Russentum dem Tatarentum entgegengesetzt, das orthodoxe Christentum Moskaus dem Islam aus Sarai, und die schrittweise Eroberung der letzten Reste tschingisidischer Präsenz entlang der Wolga – die tatarischen Chanate in Kazan und in Astrachan, und schließlich noch das gleichfalls tschingisidische Chanat der Tataren auf der Krim waren keineswegs Unternehmungen der Befreiung von noch immer geknechteten Teilen der russischen Heimat vom tatarischen Joch, sondern eher militärische Verwirklichungen legitimer Ansprüche aus der Zeit der Goldenen Horde. Das mochte wohl auch für die Eroberung des gleichfalls tschingisidischen Chanats von Sibir östlich des Ural-Gebirges gegolten haben – der Aufbruch Russlands zur Eroberung Sibiriens (Fragner 2001; Halperin 1985).

## **Der Eroberer Timur und seine Erben**

Der Ulus Tschagatai bot wohl dem eigenartigsten Nachfolgestaatswesen die Legitimation: Noch unter der nominellen Herrschaft von Tschagatai-Chanen brach ca. 1370 der Abenteurer Timur, Angehöriger eines turkisierten Mongolenstammes in Transoxanien namens Barlas, auf, um zunächst die Oberhoheit von West-Tschagatai zu erlangen, dann aber alle revisionistischen Ansprüche Tschagatais auf die Herrschaft über die anderen Uluse militärisch einzulösen: Das Territorium des Ex-II-Chan-Reiches Iran wurde bis nach Anatolien hinein erobert. Darauf folgte Chorazm und schließlich die gesamte Goldene Horde: Timurs Feldzug gegen den Dschöschiden-Chan Tochtamisch führte ihn bis vor Moskau und zerstörte letztlich alles, was zu jener Zeit von der Goldenen Horde noch übrig geblieben war. Der darauf folgende Aufstieg Russlands war zu einem guten Teil auf den Vernichtungsfeldzug Timurs zurückzuführen. Letztlich hielt sich Timur stets an die ihm genehme Interpretation einer angeblichen Überlieferung von Tschingis-Chan selbst, wonach dieser angeblich die Wiedergeburt seines Reiches in Wirklichkeit aus dem Ulus Tschagatai erwartet habe. In diesem Sinne brach er schließlich zu dem gewaltigsten all seiner geplanten Feldzüge auf: gegen das Chinesische Reich der Ming-Kaiser. Aber noch vor dem Aufbruch des Heeres starb er im Jahr 1405 (Manz 1989; Nagel 1993).

Die – gar nicht mehr mongolischen – Erben Timurs, die Timuriden, etablierten im 15. Jahrhundert eines der glanzvollsten höfischen Kulturzentren der östlichen islamisch geprägten Länder: Ihre in Samarkand, vor allem aber in Herat (im heutigen Afghanistan)

angesiedelten Höfe galten über ein Jahrhundert lang in Sachen Kultur, Literatur, Baukunst, Mode und Raffinesse international tonangebend.

Am Anfang des 16. Jahrhunderts wurden die Timuriden von einer nomadischen Föderation aus dem Gebiet nördlich des Aralsees vertrieben: den so genannten »Usbeken«. Diese türkischsprechenden Stämme hatten sich zunächst zu einem tschingisidischen Chan Schiban oder Schaiban und später zu dessen Nachkommen bekannt. Die Chane seiner Abstammung, die Schaibaniden, leiteten sich ihrerseits aus dem Ulus Dschötschi her, in dessen Namen die Timuriden aus den Landen Tschagatais in die Flucht geschlagen wurden. Als motivierendes, ideologisches Argument zog bei den »usbekischen« Kriegen unter anderem der Ruf nach der Rückgewinnung Chorazms aus den Klauen des Ulus Tschagatai!

Die übrig gebliebenen Timuriden fanden schließlich ihre Zuflucht in Indien, wo unter ihrer Führung das Reich der Groß-Mogule entstand. Die letzten Herrscher dieser Dynastie wurden von den Briten um die Mitte des 19. Jahrhunderts unter Hausarrest gestellt. Als sich schließlich die englische Königin Viktoria zur »Empress of India« krönen ließ, trat sie das Erbe des letzten gekrönten Timuridenherrschers an, gewissermaßen einen Überrest des späten legitimen Erbes des Ulus Tschagatai!

## **Die Mongolen nach ihrer Vertreibung aus China**

Nach der Vertreibung der Yuan-Kaiser aus China (1368) zogen sich die in China und vor allem rund um Peking stationierten Mongolen mit ihrem damaligen Großchan in die Mongolei zurück. Immer wieder wurden Versuche gesetzt, die mongolischen Stämme politisch unter tschingisidischem Banner zu vereinigen. Hervorzuheben ist der Umstand, dass die Mongolen schließlich im 16. Jahrhundert in religiöser Hinsicht in den Bannkreis des tibetischen Lamaismus gerieten und zunehmend mit den Tibetern eine zunächst politische, dann kultische, aber schließlich auch kulturelle Verbindung eingingen. Für spätere chinesische Kaiser und ihre Strategen bot dieser Umstand schließlich vielfache Möglichkeiten, Argumente für Ansprüche auf die Oberhoheit sowohl über Tibet als auch die Mongolei zu formulieren.

Den spätesten Versuch, ein nomadisches Großreich zu gründen, unternahm im 17. Jahrhundert die Führer der so genannten »West-Mongolen«, die ihre Heimat in der Dsungarei, östlich des heutigen Kasachstan, hatten. Mit großer Grausamkeit und erstaunlicher militärischer Schlagkraft versuchten sie noch einmal, China zu bezwingen und ein Reich von der unteren Wolga bis zum Pazifik zu gründen. Aber die Zeiten hatten sich geändert. China war im Begriff, zu einer frühmodernen Großmacht aufzusteigen, und Ähnliches galt für Russland. Noch heute lebende Nachkommen der Akteure dieses westmongolischen Griffes zur Weltmacht sind die Kalmücken am rechten Ufer der unteren Wolga, ein Volk mongolischer Herkunft auf europäischem Boden, heute im Rahmen der Russischen Föderation in einer Autonomen Republik lebend, in der der Dalai Lama als geistiges Oberhaupt verehrt wird (Hambly 1966:156–158; Khodarkovsky 2002; Olcott 1995).

Mit dem Zusammenbruch des Chinesischen Kaiserreiches wurde ein Teil des mongolischen Stammlandes, die so genannte »Äußere Mongolei«, unabhängig, ein

Prozess, der von China lange Zeit nicht anerkannt wurde und nur unter engster Protektion der Sowjetunion den chinesischen Interessen gegenüber durchgesetzt werden konnte. Aus diesem Prozess ist 1990 die heutige Demokratische Republik Mongolei hervorgegangen (Bawden 1989). Auf dem Territorium der Russischen Föderation findet sich noch ein aus den vormodernen Mongolenverbänden hervorgegangenes Volk: die Burjaten in der Gegend des Baikalsees. In diesem Zusammenhang sollte auch noch die Autonome Republik Tuva genannt werden, deren namengebende Nation zwar eine Turksprache spricht, kulturell jedoch den Mongolen am nächsten steht.

Sogar die chinesischen Ansprüche auf Tibet haben eine historische Dimension, die auf die Herrscher der Yuan-Dynastie, also auf die tschingisidischen Großchane aus dem Ulus Tolui zurückzuführen ist. Ihre erst im 20. Jahrhundert erfolgte Durchsetzung scheint nunmehr endgültig zu sein. Ähnliches gilt aber auch für das politische Verhalten Chinas bis ins 20. Jahrhundert hinein, was die Mongolei selbst betrifft: Die Akzeptanz der Unabhängigkeit desjenigen Territoriums, das aus chinesischer Sicht jahrhundertlang als die »Äußere Mongolei« gegolten hatte, haben sich die chinesischen Staatsführer erst mühsam in den letzten Jahrzehnten abgerungen, und über die chinesische Oberhoheit in Bezug auf die »Innere Mongolei« und auf noch weitere Gebiete innerhalb Chinas, die traditionell von Mongolen besiedelt waren, gab es nie und gibt es auch heute keinen Zweifel.

## Literatur

- Aigle, Denise, Hg. (1997): *L'Iran face à la domination Mongole* (Bibliothèque Iranienne 45). Teheran
- Allsen, Thomas T. (1987): *Mongol Imperialism – The Policies of the Grand Khan Möngke in China, Russia and the Islamic Lands*. Berkeley
- Allsen, Thomas T. (2001): *Culture and Conquest in Mongol Eurasia*. Cambridge: Cambridge University Press
- Amitai-Preiss, Reuven/Morgan, David O., Hg. (2000): *The Mongol Empire and its Legacy*. Leiden: Brill
- Ausstellungskatalog Bonn (2005): *Dschingis Khan und seine Erben – das Weltreich der Mongolen*. Bonn
- Barfield, Thomas J. (1989): *The Perilous Frontier. Nomadic Empires and China 221 BC to AD 1757*. Cambridge, Mass.
- Barfield, Thomas J. (2001): *Steppe Empires, China and the Silk Route: Nomads as a Force in International Trade and Politics*. In: Khazanov, Anatoly M./Wink, André (Hg.): 234–249
- Bauer, Henning/Kappeler, Andreas/Roth, Brigitte, Hg. (1991): *Die Nationalitäten des Russischen Reiches in der Volkszählung von 1897*, Bd. A-B. Stuttgart: Franz Steiner Verlag
- Bawden, Charles R. (1989). *The Modern History of Mongolia*. London
- Bregel, Yuri (1991): *Turco-Mongol Influences in Central Asia*. In: *Turko-Persia in Historical Perspective*, Hg. Robert L. Canfield. New York: 53–77
- Carpini/Risch (1930): *Friedrich Risch: Johann de Plano Carpini. Geschichte der Mongolen und Reisebericht 1245–1247*. Leipzig
- Carrère d'Encausse, Hélène (1979): *Risse im roten Imperium. Das Nationalitätenproblem in der Sowjetunion*. Wien/München: Molden
- Conermann, Stephan/Kusber, Jan, Hg. (1997): *Die Mongolen in Asien und Europa* (Kieler Werkstücke, Reihe F, 4). Frankfurt am Main

- Elliott, Mark C. (2001): *The Manchu Way – The Eight Banners and Ethnic Identity in Late Imperial China*. Stanford: Stanford University Press
- Fletcher, Joseph (1986): *The Mongols – Ecological and Social Perspectives*. In: *Harvard Journal of Asiatic Studies* 46: 11–50
- Fragner, Bert (1997): *Iran under Ilkhanid Rule in a World History Perspective*. In: *Aigle*: 21–31
- Fragner, Bert G. (2001): *The Concept of Regionalism in Historical Research on Central Asia and Iran – A Macro-Historical Interpretation*. In: DeWeese, Devin (Hg.): *Studies on Central Asian History in Honor of Yuri Bregel*. Bloomington, Indiana: 341–354
- Franke, Herbert (1970): *Asien und Europa im Zeitalter des Mongolensturms*. In: *Saeculum Weltgeschichte Band 5: Die Epoche des Mongolensturms*. Freiburg/Basel/Wien: Herder
- Franke, Herbert (2000): *Nationalitätenprobleme im chinesischen Mittelalter – von den Khitan zu den Mongolen*. In: *Münchner Beiträge zur Völkerkunde Band 6 = Gedenkschrift Lucian Scherman*. München: 279–290
- Grousset, René (1939): *L'empire des steppes*. Paris; englische Übersetzung (1970): *The Empire of the Steppes. A History of Central Asia*. Rutgers: University Press
- Haenisch, Erich (1948): *Die Geheime Geschichte der Mongolen*. Aus einer Niederschrift des Jahres 1240 von der Insel Kode'e im Keluren-Fluß erstmalig übersetzt und erläutert. Leipzig
- Halperin, Charles J. (1985): *Russia and the Golden Horde. The Mongol Impact on Medieval Russian History*. Bloomington: Indiana University Press
- Hambly Gavin, Hg. (1966): *Zentralasien (Fischer Weltgeschichte 16)*. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag
- Heissig, Walther (1978): *Ein Volk sucht seine Geschichte. Die Mongolen und die verlorenen Dokumente ihrer großen Zeit*. Düsseldorf/Wien (1964). Neue erweiterte Ausgabe unter dem Titel: *Die Mongolen – ein Volk sucht seine Geschichte: München 1978*
- Herrmann, Gottfried (2004): *Persische Urkunden der Mongolenzeit*. Wiesbaden: Harrassowitz
- Hoetzsch, Otto (1966): *Rußland in Asien. Geschichte einer Expansion*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt
- Hoffmann, Birgitt (1997): *Iran unter mongolischer Herrschaft – die Ilchane*. In: *Conermann/Kusber*: 103–119
- Hoffmann, Birgitt (2000): *Waqf im mongolischen Iran. Rasiduddins Sorge um Nachruhm und Seelenheil (Freiburger Islamstudien 20)*. Stuttgart: Steiner-Verlag
- Juvaini, Ata-Malik (1997): *Genghis Khan – The History of the World-Conqueror*. Translated and edited by J. A. Boyle. Manchester: Manchester University Press
- Kappeler (2001): *Rußland als Vielvölkerreich. Entstehung, Geschichte, Zerfall*. München: C.H. Beck
- Kappeler (1982): *Rußlands erste Nationalitäten. Das Zarenreich und die Völker der Mittleren Wolga vom 16. bis 19. Jahrhundert*. Köln: Böhlau
- Khazanov, Anatoly M./Wink, André, Hg. (2001): *Nomads in the Sedentary World*. London
- Khodarkovsky, Mikhael (2002): *Russia's Steppe Frontier. The Making of a Colonial Empire, 1500–1800*. Bloomington-Indianapolis: Indiana University Press
- Krawulsky, Dorothea (1989): *Mongolen und Ilchane – Ideologie und Geschichte. Fünf Studien*. Beirut
- Lattimore, Owen (1940): *Inner Asian Frontiers of China = American Geographical Society Research Series 21*. New York
- Lattimore, Owen (1962): *The Geographical Factor in Mongol History*. In: *Lattimore, Owen: Studies in Frontier History. Collected Papers 1928–1958*. Oxford: 241–258
- Manz, Beatrice Forbes (1989): *The Rise and Rule of Tamerlan*. Cambridge: Cambridge University Press
- Marco Polo (1997): *Il Milione. Die Wunder der Welt*. Übers. von Elise Guignard. Zürich

- Masson-Smith Jr., John (1978): Turanian nomadism and Iranian Politics. In: *Iranian Studies* 11: 57–81
- Morgan, David O. (1986): *The Mongols*. London
- Nagel, Tilman (1993): *Timur der Eroberer und die islamische Welt des späten Mittelalters*. München: C. H. Beck
- Olcott, Martha Brill (<sup>2</sup>1995): *The Kazakhs*. Stanford: Hoover Institution Press
- Rossabi, Morris (1988): *Khubilai Khan: His Life and Times*. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press
- Roth, Helmuth R., u.a. Hg. (2002): *Qara-Qorum City (Mongolia: Preliminary Report of the Excavations (Bonn Contributions to Asian Archeology 1)*. Bonn
- Sagaster, Klaus (1973): Herrschaftsideologie und Friedensgedanke. In: *Central Asiatic Journal* 17: 223–242
- Soucek, Svat (2000): *A History of Inner Asia*. Cambridge: Cambridge University Press
- Spuler, Bertold (1965): *Die Goldene Horde – die Mongolen in Russland 1223–1502*. Wiesbaden: Harrassowitz
- Spuler, Bertold (<sup>4</sup>1985): *Die Mongolen in Iran. Politik, Verwaltung und Kultur der Ilchanzeit 1220–1350*. Berlin (Ost): Akademie-Verlag
- Taube, Manfred, Hg. (1989): *Geheime Geschichte der Mongolen – Herkunft, Leben und Aufstieg Cinggis Qans*. München/Leipzig/Weimar
- Vásáry, István (1999): *Geschichte des frühen Innerasiens*. Herne
- Weiers, Michael (2004): *Geschichte der Mongolen*. Stuttgart
- Weiers, Michael (2005): *Sprache und Schrift der Mongolen*. In: *Ausstellungskatalog – Bonn*
- Weiers, Michael/Veit, Veronika/Heissig, Walther, Hg. (1986): *Die Mongolen – Beiträge zu ihrer Geschichte und Kultur*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Zieme, Peter (2001): Zur Geschichte des Christentums bei den Mongolen. In: Tabakov, M. I./Diedrich, H.-Chr. (Hg.): *Wissenschaftliche Konferenz »Historische Beziehungen zwischen den Kalmücken an der Unteren Wolga und der Gemeinde Sarepta vom 18. bis zum 20. Jahrhundert im Bereich Geschichte, Wissenschaft, Religion und Kultur« vom 6. bis zum 13. April 2000 in Wolgograd-Alt Sarepta*. Wolgograd: 112–123